



Geogr. Anst. d. Univ. zu Bonn.

SCHILLERS GEBURTSHAUS ZU MARBACH AM NECKAR.

Schillerlieder

von

Goethe, Uhland, Chamisso, Rückert, Schwab,
Seume, Pfizer und Anderen.

Nebst

mehreren Gedichten Schillers,

die sich

in den bisherigen Ausgaben von Schillers Werken nicht finden.

Gesammelt

von

Ernst Ortlepp.

Supplement zu Schillers Werken.

Mit Schillers Geburtshaus in Stahlstich.

Stuttgart.

Druck und Verlag von E. F. Neiger & Comp.

1839.

Vorrede.

Ich erschrecke jedesmal, wenn ich etwas in Prosa schreiben soll — denn theils ist alle Prosa schon an und für sich schrecklich, theils ist unsre Prosa schrecklicher, als alle Prosa's, die nur jemals existirt haben. Ein Knochen ist besser, als unsere Prosa; denn in einem Knochen findet man Mark; aber in unserer jetzigen Prosa findet man keines. Sie ist nichts weiter, als eine wiederkäuende Kuh, die Milch geben soll. Sie wollte ein Phönix werden, aber sie hat sich nur noch mehr zu Asche gebrannt, und es blieb nichts übrig, als ein caput mortuum, aus dessen Hirn keine gescheidte Zeile mehr entspringen kann. Den meisten jetzigen Menschen ist ein gutes Stück Rindfleisch lieber, als ein göttlicher Gedanke, und ein gemästeter Ochse hat für die Leute mehr Gewicht, als auf der andern Wagschaale vierspännige Fuder von Herder, Wieland, Goethe, Schiller, Jean Paul und noch zehn Andern dazu. So etwas würde man nicht gern in Versen sagen; denn die Poesie beschäftigt sich mit Lügen; die Prosa redet aber gern die reine Wahrheit und nimmt sich kein Blatt vor's Maul. Da sie aber

setzt ungefähr ein Duzend mehr Schlösser als P a p a = g e n o am Munde trägt, wer soll da eigentlich in Prosa reden?

Ich muß es hier. Ich werde einiges närrische Zeug schreiben, und man wird es mir nicht für ungut nehmen. Auf unsern Schiller kommen wir später zurück. Vor der Hand gibt es erst einiges Andere abzuhandeln.

Erstlich muß ich frei herausfagen, ich bin ein Todfeind von allen Todtenseiern und Monumenten, in denen jetzt Deutschland schwelgt. Es heißt da so eben recht: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!“ Doch das entschuldigt die Mode, welche jetzt sogar große Männer zu Tage bringt. *Exempla sunt odiosa.* Wen macht jetzt nicht eine *Novelle à la Van der Velde*, oder sogar ein bloßes Journal, unsterblich? Man muß da mit dem alten Fritz dem schreibenden und lesenden Publikum auf die Schulter klopfen und jagen: „Dein Vater war ein großer Mann!“ Auch diese Zeit wird ihr Stadium vollenden. Es wäre arg, wenn das so fortginge. Es muß durchaus anders werden!

Ueber die Denkmale wegtanzend — weil ich lustig bin — spring ich mit einem *Salto mortale* ins Land der Kritik hinein. Unsern Schiller infommodirte es in Norddeutschland nicht wenig, daß man dort so viel

kritisirte. Wenn er aber erst jetzt hinkäme, so würde man ihn augenblicklich todkritisiren. Denn das ist eben das Schöne an der Göttin Kritik, daß sie durchaus nichts Lebendes um sich leidet. Sie sticht Alles todt, was ihr zu nahe kommt, einige gute Freunde ausgenommen, die sie mit Champagner traktiren. Oder sie schmeichelt einigen angesehenen Leuten, von denen sie Protektion erwartet; genug, sie verfährt höchst diplomatisch.

Drittens, viertens und fünftens schreib' ich nicht gern Prosa, weil ich als Poet lieber lüge, als die Wahrheit rede, mit welcher durchaus kein Glück zu machen ist. Denn alle Propheten wurden ja, wie's dort heißt, von jeher: „gekreuzigt und verbrannt.“

Doch nun:

„Um aus dem raschen Anlauf unsres Wises
In einen mehr gesesten Ton zu fallen“ —

Es gibt zwei wunderbare Sprachen, welche das Herz des Menschen tief bewegen. Die eine dieser Sprachen redet nur Gott; die andere reden unter den Menschen nur wenige Auserwählte. Wie sehr uns auch der spekulirende Verstand, wie sehr uns auch die Sorge um das Irdische, um das Nützliche und Nothwendige zurückhalten wollen von dem Großen, Erhabenen und Schönen, wie sehr auch die gemeine

Wirklichkeit alle Ideale verschlingen und uns zu bloßen Maschinen machen will, so stößt doch der Geist des bessern Menschen solche unwürdige Sklaverei von sich zurück, so fordert doch das Gemüth seine Rechte, so schlägt doch das Menschenherz fort, wie es seit Jahrtausenden geschlagen hat.

Wer will sie denn ausrotten aus unserer Brust jene höheren Ideen, die Ideen Gott und Unsterblichkeit, die Idee der Freiheit, die Idee der Freundschaft, die Idee der Liebe, die Idee der Hoffnung, und mit ihnen zugleich die Sehnsucht nach so manchem Unbekannten und Jenseitigen, was sich an diese göttlichen Ideen knüpft? Der Gott in dem Menschen bleibt; und wenn er sich auch zu Zeiten verschließen muß in tiefster Brust, so bricht er doch dann wieder siegend mit erneuter Kraft hervor. Wer hält den Quell zurück, der im Busen des Steines wallt? Er sprengt den Felsen, der ihn hemmt und wogt bald in hochaufrauschender Fluth dahin! Wer hemmt den Frühling, dem der Winter die Bahn versperren will? Er schmelzt das Eis und den Schnee; die Sonne lacht, die Wälder grünen und die Blumen erblühen in dem sanften Hauch des Maies. Wer vermag das Lied der Philomele zu ersticken? Selbst im Käfig schmettert sie ihre Melodien fort, wie ein Schubart in seinem Kerker. Wer verbietet dem Monde und den Millionen Sternen bei Nacht zu

scheinen? Und wer hemmt der Sonne Licht am Tag? Wer unterdrückt des Donners Rollen und des Blizes Leuchten? Wer des Sturmes Brausen und des kleinsten Gräsleins Säufeln?

Fort und fort behauptet ihre Rechte die ewige Sprache der Natur, welche die Sprache Gottes ist. Aber fort und fort behauptet auch ihre Rechte die ewige Sprache der Kunst; denn wenn der Mensch die Sprache der Kunst redet, so spricht unmittelbar der Gott aus ihm.

Es ist jetzt wohl an der Zeit, ernstlich hinzublicken auf das Höchste, was in dem Menschen ruht und auf das, was unsere großen Todten geleistet haben; es ist wohl an der Zeit, hinzublicken auf eine schöne Vergangenheit, und sie mit unsern Tagen zu vergleichen. Und sollte eine solche Betrachtung auch Schmerz in unserer Brust erzeugen, insofern wir uns eingestehen müssen, daß jetzt der deutsche Genius gleich einem Adler mit gelähmten Schwingen am Boden liegt, so laßt uns dennoch getrost und guter Dinge sein, denn aus dem Druck ging stets der Aufschwung, und aus dem Schmerz die Freude hervor, und so manchmal auch schon aus der Niederlage der Sieg.

Laßt es uns eingestehen, unser ganzes Treiben ist geworden ein traurig Nothwerk ohne Schönheit und Harmonie; unser Tichten und Trachten ist dumpf und hohl wie der Klang einer zerbrechenden Scherbe;

es lebt in uns nichts mehr, als der gemeine Gedanke an das uns Durchwinden durch den Druck der Zeit; „was werden wir essen, was werden wir trinken, wovon werden wir leben, wie werden wir uns kleiden, auf welche Art werden wir Schätze erwerben?“ Das sind die großen Fragen, deren Lösung jetzt die deutsche Nation beschäftigt.

Fast alle die Hohen, die etwas Besseres wollten, sind dahingegangen und modern in ihren Gräbern, über denen sich jetzt Monumente erheben, auf die sie schmerzlich aus einer höhern Welt herniederlächeln. Alle Sterne sind erloschen, die Sonne selbst ist vom Himmel gefallen, alle Melodien des Jenseits sind verstummt; es ist völlig Nacht geworden. Ein tieftragischer Zug geht zwar durch unsere lustige Zeit; aber der wahre Ernst des Lebens ist verschwunden.

Ja, die deutsche Nation, einst das Schrecken und die Bewunderung einer halben Welt, ist jetzt eine Sklavin geworden dessen, was der Tag von ihr fordert; jeder Gedanke, der sich weiter hinauswagt, gilt bei ihr durch stille Uebereinkunft für ein Verbrechen. Schon unsere Erziehung predigt uns als das Höchste das sich Schmiegen und Biegen in Verhältnisse, die das Leben zu einem lebendigen Tode machen. Unsere Erziehungskunst sollte total reformirt werden. Fichte hatte darin Recht. Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Wenn Schiller in die heutige Welt hereinträte, welche Gefühle würden wohl bei ihrem Anblick seine Brust erfüllen? Würde er eine Möglichkeit finden, das in allen Aedern todte deutsche Drama aus dem Grabe aufzuwecken? Würde er hoffen dürfen, vor der neuen Kritik mit seinen Liedern zu bestehen? Vielleicht; vielleicht auch nicht. Und so würde er denn stumm dastehen mit dem gewohnten tiefsinnigen Blick, es würde sich kaum ein Wort von seinen verbissenen Lippen losringen, er würde sogar über das Denkmal schmerzlich lächeln, das sich bald für ihn erheben soll, und — nach seinem Grabe zurückkehren.

Es gilt jetzt in unserer Zeit und in unserem Deutschland den Kampf um zwei Extreme, dessen eines den Sieg zu erringen droht. Es gilt den Kampf um das Irdische und Himmlische, es gilt den Kampf um das Göttliche und Menschliche, den Kampf um gemeine Nothwendigkeit und geistige Freiheit. Soll denn alles Herrliche und Hohe so ganz unwiederbringlich dahin sein, was die deutsche Nation in bessern Zeiten leistete? Soll denn kein neuer Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Lessing und Jean Paul wiederkommen? Ist denn der Geist in unserm Deutschland so ausgestorben, daß kein ähnliches Genie über den Gräbern dieser geistigen Helden auferstehen könnte? Ich verzweifle noch nicht daran. Es regen sich tausend

junge schöne Kräfte und Keime, die nur einer Aufmerksamkeit bedürften, um:

„im neuen Sonnenthal

Die Flügel rasch und freudig zu entfalten.“

Aber Aufmerksamkeit! There is the rub!

Es ist schön, wenn wir unsere großen Todten feiern und ihnen, da sie nicht mehr sind, den Tribut zollen, den wir ihnen bei ihrem Leben schuldig blieben; aber wir würden uns ein noch höheres Verdienst erwerben, wenn wir in unserer Denkmale setzenden Zeit auch der Lebenden gedächten und uns durch Beförderung besserer Bestrebungen einen Namen machten, den kommende Geschlechter ehren müßten.

Noch redet der Gott aus der Natur fort zu uns von Tag zu Tag; aber der Gott, der aus der Kunst sprechen möchte, ist ein unterdrückter Gott. Er ist mehr ein Gott des Schweigens, als des Redens. Ja, es gibt in neuerer Zeit sogar unter seinen Priestern verdummende Pfaffen, die der Welt jeden Literaten von hellerem Kopf als einen Teufel an die Wand hinhängen, wie erst jüngst ein ehemaliger Jude es gethan, der eine Sünde gegen den heiligen Geist nicht zu kennen scheint.

Wenn man jetzt in unserm Deutschland umherblickt, so findet man hier den völligen Abscheu vor aller freien Regsamkeit des Geistes, dort das sich

Stellen, als ob man sie sogar fördern wollte, wobei man sie jedoch mit allen Künsten niederhält; so findet man hier nur Fressen und Saufen, und dort eine Sehnsucht nach dem Höhern, die sich aber in die Zeit schicken und nach andern Leuten genieren muß; so findet man hier das totale Nichts und Wiedernichts, und dort etwa nur kleine Operationen, die sich wohl fühlen, so ziemlich ungestört ihr unschuldiges Spiel treiben zu dürfen, so findet man hier Handel und Wandel und Messen und Geldaristokraten, und dort in Gebirgen, Wäldern und Einöden arme Leute mit gutem Sinn, die es aber zu nichts bringen können, weil sie nichts haben.

Die Poesie hat sich jetzt zu der Aristokratie gerettet. Doch da fällt mir die Anekdote von dem Schulmeister ein, der, als der Pastor am Altar sang:

„Der Herr läßt Gras wachsen auf den dürren Bergen.“

um das **Responsum** oder **Respondendum** verlegen, oder vielmehr nicht verlegen, frischweg antwortete:

„Es ist aber auch darnach! Hallelujah!“

Noch eine schöne Stelle aus Heine's *Fiormona* habe ich dem Leser ans Herz zu legen und zu wenigstens zehnmaliger Lectüre zu empfehlen. Sie lautet folgendermaßen:

„Der Dichter muß ein großer, vorzüglicher Mensch sein, von weiter und scharfer Beurtheilungskraft, und großer Lebhaftigkeit der Phantasie; aber im Besitz dieser Eigenschaften kann er auch mehr als ein König und ein Herr von Tausenden. Wo ist der Mensch, der so wie er die geheimsten Pfade zum innersten Sitz der Seele kennt? Unter welchen Gestalten schleicht sich nicht dieser Proteus zur Wiege des innersten Willens? Wer macht sich mit der Allgewalt Meister vom menschlichen Herzen? Wer hat die Zügel, womit er die Leidenschaften spornet und zurückhält, in so sicherer Hand? Lehrer und Wohlthäter seiner Nation, wurde er es allen Nationen, allen Welttheilen, allen Jahrhunderten. Er hält die Wage der Gerechtigkeit und den Kranz des Verdienstes; vor ihm erscheint nur das wahrhaft Große groß; das Kleine im Schimmer der Größe verfliegt wie Spreu; er wägt Tugend und große That recht und schätzt nach ewiger Wahrheit, er, der Liebling Aestræens. Nur würdige Stirnen umfränzt er mit dem Zweige, der nimmer welkt, und weckt nach Jahrtausenden die besungene That im begeistertsten Enkel wieder auf. Alle Tugenden des geselligen Lebens, alle Grazien gesitteter Gesellschaft schweben auf seinen Tönen und beleben die Hörer. Bei seinem Liede verfeint sich die Empfindung, enthüllt sich das schlummernde Gefühl und gedeiht jede Blüthe der milden Menschlich-

keit. Auf der süßen Melodie in einander fassender Töne findet das Edle offenen Eingang zum Herzen und die Wahrheit in hellen, lieblichen Bildern scheint wie Frühlingssonne in die Seele.“

Auf welchen unserer Dichter könnten diese goldenen Zeilen wohl treffendere Anwendung finden, als auf unsern Schiller? Sind sie nicht ganz wie auf ihn geschrieben?

Ohne noch auf den ennuyanten Schiller- und Goethestreit einzugehen, dünkt es mich am besten, hier abzubrechen, und nur noch ein paar Worte über gegenwärtiges Büchlein hinzuzufügen.

In der Zeit, wo unser Schiller abermals in fast hunderttausend Hände (zumal wenn man die Hände doppelt rechnet) mehr gekommen ist, schien es passend, und selbst einem Wunsche des Publikums entsprechend, Alles, was den großen dahingegangenen Genius in seiner eigenen Sprache, in der Sprache der Poesie, feiert, zu sammeln, um so mehr, da sich die besten Dichter unserer Zeit vereinigten, anerkennend ihrem gewaltigen Vorgänger den schuldigen Tribut zu zollen. Es sei dieß ihm eine Ehre, die dem in künstlerischer Beziehung größeren Goethe bis jetzt noch nicht zu Theil geworden ist, da er mehr kosmopolitischer Dichter blieb, und auch gar nicht ein nationaler sein wollte, wie unser Schiller.

Die verschiedenen Dichtungen wurden hier in bunter Reihe geordnet, weil sonst eine gewisse Monotonie nicht zu vermeiden gewesen wäre, wie z. B. dann, wenn man etwa alle Todtenfeiern und Theaterprologe zusammengestellt hätte. Dasselbe würde auch bei einer chronologischen Anordnung der Fall gewesen sein, denn z. B. Schillers Todesjahr würde lauter düstere Gedichte geliefert, und diese den Leser trotz allem Interesse für den großen Mann ermüdet haben. Daß wir Schillers Album für unsern Zweck benutzen mußten, brachte die Idee des Buches mit sich; Einiges verdanken wir auch dem in Grätz 1829 erschienenen Werke: „Dem Andenken Friedr. v. Schiller“ betitelt, besonders mehrere der in Schillers Werken bis jetzt noch vermißten Poesien von Schiller, die hier einen Anhang bilden, welcher wohl den meisten Verehrern des Dichters im höchsten Grade willkommen sein dürfte, insofern das Ganze dadurch um so mehr einen Supplementband zu Schillers Werken bildet.

Da ich jetzt weiter nichts zu erinnern wüßte, schließe ich mit dem Wunsche, daß dieses dem reinsten und edelsten Zwecke geweihte Buch bei dem deutschen Publikum eine recht günstige Aufnahme finden möge.

Stuttgart, den 1. Januar 1839.